am linken Ohr zufügte, angeführt. Man vermisst aber andererseits wichtige europäische Forscher, wie A. Bader (1932), R. Gastaut (1956), L. Navratil oder In der Beeck (1982).

Die Beziehung zwischen Kreativität und Krankheit, erwähnt im Untertitel, wird eher cursorisch abgehandelt. Der Autor versucht ausdrücklich, «den Mythos zu zerschlagen, dass Neurosen oder gar Psychosen unlöslich mit dem kreativen Potential verknüpft seien» (Seite 336). Er vermittelt aber immer wieder originelle Schlaglichter auf die schwierige Persönlichkeit van Goghs und auf seine exemplarische Daseinsbewältigung, das Schaffen eines Œuvres von epochalem Wert, 850 Ölgemälde und etwa gleichviel Zeichnungen, begleitet und kommentiert von mehr als 700 aufschlussreichen Briefen.

Wolfgang Müller-Thalheim

Paul Ridder, *Chirurgie und Anästhesie. Vom Handwerk zur Wissenschaft*. Stuttgart, S. Hirzel, Wissenschaftl. Verlagsges., 1993. 162 S. Ill. (Edition Universitas). DM 38,—. ISBN 3-8047-1256-8.

Der Autor führt uns mit verdienstvoller Akribie durch die historischen Etappen der Chirurgie und Anästhesie und hat sein 150-Seiten-Kompendium mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis sowie mit über 250 erklärenden Quellenangaben im Anhang versehen, womit das Buch sicher ein nützliches Nachschlagewerk ist.

Die Rolle, welche Chirurgen in der Entwicklung der Anästhesie gespielt haben, wird nicht gewürdigt, sondern die ganze Thematik unter einem ausgesprochen soziologischen Gesichtswinkel analysiert. Es ist ja zur Genüge bekannt, dass sich Barbieri und Chirurgen als sozial aufsteigende Handwerker gegen die gelehrten Doctores der Medizin durchsetzen mussten, und der Machtkampf der allmächtigen Chirurgen des 20. Jahrhunderts mit den aufsteigenden Pionieren der Anästhesie ist noch in aller Erinnerung. Der Autor beschreibt natürlich auch den äusserst positiven Einfluss der Anästhesie auf die Entwicklung der Abdominal- und Thoraxchirurgie, welche vorher ein noli-me-tangere waren.

Die Äther- und Chloroform-Narkose nahm zwar der Chirurgie ihren «grauenhaften Schrecken», hatte aber selber ihre Gefahren, was zur Entwicklung der Lokalanästhesie, anfänglich mit Kokain, führte. Die Rolle des Wiener Augenarztes Koller, unter Mitwirkung von Sigmund Freud, wird gebührend gewürdigt, wodurch es zu einer frühzeitigen Trennung der Augenheilkunde von der Chirurgie kam. Gleichzeitig eroberte die Lokalanästhesie

seit 1890 die Chirurgie und zwar unter dem Einfluss von William Halsted, welcher in diesem Zusammenhang selber sein Leben lang kokain- und morphiumabhängig wurde.

Die Geschichte erklärt auch, warum die britische Anästhesiologie der kontinental-europäischen um fast ein Jahrhundert voraus war. J. Snow, der persönliche Anästhesist des grossen Lister, verfasste schon 1847 – ein Jahr nach der ersten Äthernarkose in Boston (!) – ein *Lehrbuch der Anästhesiologie*. Der Sieg über den Schmerz führte natürlich zu einer rasanten Zunahme von Operationen und damit zu einer exponentiellen Zunahme von Wundinfektionen und septischen Komplikationen, was Lord Lister sicher stimulierte, das Problem der *Antisepsis* und *Asepsis* zu lösen.

Alles in allem eine informative Zusammenfassung medizinhistorischer und sozialgeschichtlicher Zusammenhänge. Andreas P. Naef

Peter Voswinckel, *Der schwarze Urin*. Vom Schrecknis zum Laborparameter ... Berlin, Blackwell Wissenschaft, 1993. XIII, 281, 1 S. Illustr. DM 98,-. ISBN 3-89412-123-8.

Das Buch führt den Untertitel «Vom Schrecknis zum Laborparameter». Es basiert auf der Habilitationsschrift des Autors, die ihrerseits den Untertitel «Klassisches Leitsymptom der Medizingeschichte (sic!) im Spannungsfeld von sinnlicher Wahrnehmung und wissenschaftlicher Erkenntnis» trägt. Damit gibt der Autor schon vor Beginn seiner Gedankengänge die Schlussfolgerung preis und beraubt das Buch seiner Pointe. Obwohl schwarzer, lies dunkelgefärbter, Urin ein sehr seltenes Ereignis darstellt und kaum als klassisches Leitsymptom in der medizinischen Diagnose dargestellt werden kann, ist er zweifelsohne als erschreckende Wahrnehmung zu betrachten, und so verzeichnet denn schon das Corpus hippocraticum (nicht Hippocrates!) solche Fälle. Verständlicherweise wurde die Wahrnehmung dunkel gefärbten Urins häufiger seit der Renaissance, als ungefärbtes Glas in Gebrauch kam. Mit der Entwicklung der analytischen Chemie seit dem 18. Jahrhundert hielt die Urinanalyse Schritt. Der «schwarze» Urin wurde dann im 19. Jahrhundert zur Krankheit Alkaptonurie, Haemoglobinurie, Myoglobinurie, Porphyrinurie, Melanurie. Alles in allem kann man sich als Leser nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass da mit viel Aufwand an Literaturhinweisen (mehr als 1000) und einem beachtlichen Apparat an Diagrammen und Tabellen ein eher kleiner Befund hochstilisiert wird. Der Autor ist, wenn man so sagen darf, von seiner eigenen Belesenheit zu